

„Ich hoffe, wir sehen uns nicht wieder.“ Wer diese Worte hört, vergisst sie nicht wieder, zumindest nicht sofort. Das Gesagte ist eine verbale Klinge. Etwas, was gerade noch existierte, soll im nächsten Moment beendet, aufgelöst und für immer Vergangenheit gewesen sein? Dieser Satz spricht keine Trennung aus, er ist die Trennung. Gesagt, beendet er ein akutes Verhältnis, welches mindestens von einer Seite unerwünscht ist. Das „gute Leben“ könnte nicht ferner erscheinen, denn entweder war es vor diesem Satz nicht da und führte zu ihm oder es wird nach ihm schwinden. Seine Wirkung ist verletzend und drohend, immer und immer für beide, den Sagenden und den Hörenden. Als Hörende\_r, weil ich „nicht“ höre und als Sagende\_r, weil ich „hoffe“.

Wie viele der Leser\_innen bei diesen Zeilen an das Ende einer ihrer Liebesbeziehungen denken mögen? Das läge nahe, wird die eigene Anhänglichkeit, Verbundenheit, Relationalität und Verletzbarkeit doch in den Affekten der Liebe und der Trauer, der überbordenden An- oder Abwesenheit des/der Anderen unbedingt sichtbar und spürbar. Aber diesmal soll es um einen anderen Abschied als den eines Anderen gehen. Nicht dem melancholischen Adieu von einer Person widmet sich diese Ausgabe von *FKW*, sondern dem streitbaren Verlassen(-werden) von bürgerlichen Selbstbestimmungs- und Selbstverwirklichungsidealen. Dieses Heft, welches das letzte in gedruckter Form und somit als solches ebenfalls nicht wieder zu sehen sein wird, thematisiert den Abschied keineswegs vom „guten“, doch vom Leben als Streben nach Sicherheit. „Ich hoffe, wir sehen uns nicht wieder“ – wie oft dieser Satz im Krankenhaus, auf dem Arbeitsamt, in der Therapie, vor Gericht, bei Demonstrationen oder im Auffanglager bisweilen als Ermutigung und doch wie ein Fallbeil fällt, weil er mitsagt: „Es liegt an dir, ob wir uns wieder sehen“?! „Wieder“ umhüllt das Subjekt wie eine Drohung und teilt es in einen Abschied vom Sicherem und in eine Ankunft im Sicherheitslosen. „Wieder“ ruft in dem Maße zur Kontrolle auf, wie es die Angst um deren Verlust erst schürt. „Wieder“ lokalisiert die Möglichkeit des Versagens von

Sicherung im Subjekt, obwohl doch dem Subjekt die Möglichkeit auf Sichereres existenziell versagt ist und bei Leugnung dieser Lebensbedingung Größenwahn oder Wiederholungszwang attestiert werden. „Wieder“ prekarisiert das Leben, weil es so tut, als sei es nicht immer schon prekär.

Das französische *précaire* leitet sich vom Lateinischen ab: *precarius* – zum Bitten gehörig. *Précaire* ist widerruflich, kritisch, hat keinen Rechtsanspruch, ist jederzeit entziehbar, nur geliehen, toleriert, ungeschützt, der Entsagung und Toleranz anderer unterworfen, verletzbar, unsicherbar – sicherheitslos. Deshalb fragen wir: Welche Möglichkeiten des Widerstands gegen eine akute Prekarisierung des Lebens kann es geben? Welche sind jetzt angesagt? Wie sind Autonomie und Freiheit zu denken, wenn sie keine ausschließlich dissidenten Lebenspraxen und zu Gegenverhalten aufrufen, sondern zur neoliberalen Eigenverantwortlichkeit erziehen wollen? Und wie kann die Kritik an der Ökonomie der individuellen Selbstoptimierung genutzt werden, eine ethische Verantwortung für die fundamentale Sicherheitslosigkeit des Lebens, unser aller Leben, (mit) zu teilen?<sup>1</sup>

Diese Publikation basiert auf Vorträgen, die auf dem von Linda Hentschel initiierten und mit Kerstin Brandes und Miriam Dreyse konzipierten Symposium *Sicherheitslos. Prekarisierung, die Künste und ihre Geschlechterverhältnisse* an der Universität der Künste Berlin gehalten und diskutiert wurden (28.–29.10.2011). Inspiriert wurde die Veranstaltung auch durch die Jahrestagung der Fachgesellschaft für Geschlechterstudien zu „Verletzbarkeiten“ (München, 21.–22.1.2011). Dort lag der Schwerpunkt auf sozialwissenschaftlichen Perspektiven.<sup>2</sup> Unser Anliegen war es nun, aktuelle Debatten in den Künsten, der Visuellen Kultur, den Theater- und Medienwissenschaften, in der Philosophie und kulturwissenschaftlichen Psychoanalyse sowie den Gender Studies aufzugreifen und zu zeigen, wie Repräsentationssysteme die Prekarisierung oder genauer: das Prekäre des Lebens darstellen, mitstrukturieren, verfestigen, aber auch Interventionen ermöglichen. Dazu hatten wir Wissenschaftler\_innen und Akteur\_innen eingeladen, über die medialen Facetten des Prekär-Seins zu diskutieren: als Zwang, aber auch als Chance und Möglichkeitsbedingung für eine radikalere Demokratie, in der die Freiheit der einen nicht mehr – oder zumindest weniger und sich dessen kritisch bewusst – auf der Marginalisierung anderer basiert.

Seit ungefähr zehn Jahren ist viel von der Prekarisierung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse die Rede. Bezeichnet werden hiermit die individuellen und strukturellen Auswirkungen, die der Ab- und Umbau rechtlich-sozialer Sicherungssysteme und die Privatisierung öffentlicher Aufgaben in Zeiten des globalisierten Kapitalismus mit sich bringen. War die moderne Staatspolitik angetreten, das Gemeinwohl der Bürger\_innen zu stärken und zu schützen, so zieht sich der neoliberale Staat aus der Fürsorge zurück und über-

trägt sie als Eigenverantwortung an die Subjekte. Die Sorge um sich, die Selbstsorge wird dann ‚Selbstbestimmung‘ genannt. Ein gutes Leben hat, wer ein gewieftes Unsicherheitsmanagement führt, genügend kulturelles Kapital anhäuft und sich in relationaler Arbeit (Beziehungen, Connections) bewährt. Das Risiko zu scheitern, ist längst alltäglich und zur so genannten bürgerlichen Mitte normalisiert. Occupy-Demonstrationen anlässlich der Finanzkrise, EuroMayDay, brennende Autos, Theaterstücke, Talkshows zeugen davon.

Gemeint ist mit dem Prekären aber auch – das hat u. a. Judith Butler in ihrem Buch *Precarious Life (Gefährdetes Leben, 2005)* hervorgehoben – eine existenzielle Gefährdetheit und Verletzbarkeit, die alle Menschen zwar teilen, die aber aufgrund politischer Machtverhältnisse Menschen fundamental ungleich trifft, ungleich macht.<sup>3</sup> Nicht-weiße, nicht-männliche, nicht-westliche, nicht-heteronormative, nicht-genug verdienende Subjekte teilen eine größere Verletzungsoffenheit als Angehörige so genannter Dominanzpositionen. Prekär zu leben heißt, von der Toleranz anderer abhängig gemacht worden zu sein – ein Leben auf Widerruf. So ließe sich im Anschluss an Isabell Lorey vorschlagen, von Prekarisierung als einer gouvernementalen Regierungstechnik von Angststeuerung und *Othinging* zu sprechen, die mitnichten auf der Anerkennung eines von allen geteilten Prekär-Seins basiert – unser aller Leben ist ein zeitlich begrenztes Leben mit, durch und für andere. Denn gerade weil wir in diesem Sinne nicht autonom und für uns, sondern interdependent sind, sollten wir für andere (da) sein.

Wie könnte ein Pendant des Prekären aussehen und funktionieren? Was ist das Los der Sicherheit? Auf welche Weise erzeugen mediale, künstlerische Repräsentationen Prekarisierungen, und wie vermögen sie es, das Prekäre sichtbar zu machen? Wie sehen neue Bündnisse und Darstellungsweisen aus, die das Unsicherbare zu ihrer produktiven Grundlage machen?

Nach der Rolle, die neuen Medienformaten wie Living History, Scripted Reality und Casting Shows im Kontext des neoliberalen Umbaus von Wirtschaft und Gesellschaft zukommt, fragt Karin Bruns in ihrem Beitrag. Sie zeigt, wie insbesondere Casting Shows als Reflex auf sich vollziehende ökonomische Prekarisierungsprozesse und einhergehende Marginalisierungsängste lesbar sind und strukturell als Produktionsorte genau des flexiblen, sich selbst normalisierenden und permanent an der eigenen Optimierung arbeitenden Subjekts funktionieren, welches als Ideal einer neuen Arbeitnehmerpersönlichkeit imaginiert wird. Haben interdependente Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität, Alter und Sexualität allgemein in diesen Formaten eine zentrale Bedeutung, so richten sich vor allem die Topmodel-Shows gezielt auf, so Bruns, „Karrieremodelle des Weiblichen“. Sigrid Ruby konfrontiert aktuelle Repräsentationen von Weiblichkeit in den Medien – die Teilneh-

merinnen der Slutwalks im Sommer 2011 und Spielerinnen der deutschen Fußballnationalmannschaft als Playmates auf einem Cover des Männermagazins *Playboy* – mit historischen Weiblichkeitsbildern und stellt die Frage, warum die Frauen, die gefallen, in der westlichen Kultur so oft und immer wieder als sozial prekarierte, als „gefallene“ Frauen inszeniert und rezipiert werden. In der Analyse so genannter Mätressen- bzw. Kurtisanenbildnisse verdeutlicht sie eine bis heute fortwirkende Traditionslinie der Bilddeutung und Bildidentifizierung, innerhalb derer der weibliche Körper als ein Spektakel des Prekären immer wieder festgeschrieben wird.

Dass Prekarisierungen eine Möglichkeit für neue, widerständige Handlungsoptionen und Bündnisse sein bzw. werden können, ohne zugleich tradierte Polarisierungen, diskriminatorische Strukturen und neoliberale Prinzipien zu reproduzieren, arbeitet Susanne Lummerding mit Blick auf die aktuellen globalen Protestbewegungen heraus. So unterscheiden diese sich bereits in Anliegen und Zielsetzungen, Organisations- und Kommunikationsweisen sowie in der Zusammensetzung der Akteur\_innen grundlegend von vorangegangenen. An den Wiener Studierendenprotesten im Herbst 2009 und an einer Occupy-Protestaktion vor dem Berliner Reichstag im Oktober 2011 zeigt Lummerding, wie konkrete Aktionen ‚alte Sicherheiten‘ aushebeln und so deren Voraussetzungsbedingungen zur Diskussion stellen. Aus kulturphilosophischer Perspektive fragt Judith Sigmund nach dem *gedachten* Anderen des Prekären, nach den Normen, die implizit angelegt werden, wenn das zeitgenössische Subjekt als prekär bezeichnet oder von prekärer Subjektivität gesprochen wird. In ihrer Untersuchung sozialwissenschaftlicher bzw. -psychologischer Theorien auf deren jeweilige Prämissen der Prekaritätskritik hin zeigt sie, wie hier ungeachtet der artikulierten Intentionen eine tradierte negative Dialektik von Sicherheit und Freiheit virulent ist, die es aber gelte, so Sigmunds These, als eine positive zu entwickeln.

Laurence A. Rickels untersucht aus einer psychoanalytischen Perspektive das Verhältnis von prekärem Sein und Trauer – bzw. der Unfähigkeit zu trauern, wie sie von Sigmund Freud als Melancholie beschrieben wurde. Er bezieht sich auf Gedanken von Judith Butler und Melanie Klein und fragt, inwiefern der unbetrauerbare Verlust – *the lost paradise* – in Science fiction Erzählungen erneut zur Aufführung kommt. Unsere Beziehung zu dem Verlorenen, so Rickels, basiere auf einem Halbwissen (*half knowledge*), das die unabschließbare Vergangenheit psychotisch in die Zukunft entwerfe und solchermaßen mit dem Vergangenen verbunden bleiben wolle.

In der kritischen Reflexion ihrer Position als Künstler im Kontext neoliberaler Umwertungen plädieren Christoph Wachter und Mathias Jud für ein „systematisches Bestrei-

ken der eigenen Funktionalisierung“ und sehen in partizipativen Kunstprojekten die Möglichkeit neuer Begegnungen, neuen Denkens. So thematisiert „Hotel Gelem“ die in höchstem Maße prekären Lebensumstände der Roma und Sinti; Bevölkerungsgruppen, deren Verschwinden – mit Butler gesprochen<sup>4</sup> – aus Sicht ihrer dominanzgesellschaftlichen Wahrnehmung unbetrauerbar bleiben würde. Mit dem Konzept des *embedded tourism* werden Vorstellungen von Reisen, Migration und Vertreibung verdreht und darüber (andere) Wege des Kommunizierens gesucht. Die Erprobung kollektiver Autor\_innenschaft als Schutz gegen Verletzbarkeit und die interventionistische Arbeit an den Fremdbildern des Selbst zeigt die aus diesem Projekt hervorgegangene Edition *Reclaim*, die zu gestalten Berliner Roma-Familien eingeladen waren.

Auch die zeitgenössischen darstellenden Künste beschäftigen sich mit prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen in der neoliberalen Gesellschaft, von denen die Kulturschaffenden selbst in besonderer Weise betroffen sind und für die sie in neoliberalen Diskursen zugleich als Vorbild herangezogen werden, sowie gleichermaßen mit der grundsätzlichen Verletzbarkeit des menschlichen Subjekts und seiner Abhängigkeit vom Anderen. Katharina Pewny untersucht vor dem Hintergrund zeitgenössischer Entwicklungen im europäischen Theater die Arbeiten von René Pollesch und dem japanischen Autor und Regisseur Toshiki Okada. Beide performen Prekarität im Sinne der ökonomischen Unsicherheit, und bei beiden sind es vor allem weiblich konnotierte Gestalten, so Pewny, die als prekär inszeniert werden. Auf die Verletzbarkeit des menschlichen Subjekts konzentriert sich Miriam Dreyse in ihrem Beitrag. Auf der Grundlage von Judith Butlers Begriff des Prekären fragt sie nach Darstellungsweisen, die die Gefährdetheit des Anderen offenlegen und auf der Singularität des Einzelnen beharren. Am Beispiel einer Aufführung des Ballet C de la B, *Gardenia* (2008), zeigt sie, wie das Prekäre in Form von sicherheitslosen Zwischenräumen im Theater produktiv gemacht werden kann.

1 Siehe hierzu auch Isabell Lorey, *Gouvernementale Prekarisierung*, in: <http://eipcp.net/transversal/0811/lorey/de> (zuletzt gesehen 23.02.2012).

2 Vgl. die Publikation der Beiträge in: *feministische studien*, Heft 2/2011.

3 Dazu, dass dies nicht etwa eine Anthropologisie-

rung bedeutet, siehe auch das von Sabine Hark und Paula-Irene Villa geführte E-Mail-Interview mit Judith Butler, „Confessing a passionate state ...“, in: *feministische studien*, Heft 2/2011, S. 196–205.

4 Judith Butler, *Raster des Krieges*, Frankfurt am Main 2010, S. 30.